

so gab es neben ihr doch auch eine andere Art, die von einzelnen vorgetragen wurde. Hierher gehören die Sprüche, vor allem die Zaubersprüche. Germanisch-heidnischen Ursprunges sind die zwei Merseburger Zaubersprüche, die von Georg Waiz im Jahre 1841 in der Dombibliothek zu Merseburg in der Provinz Sachsen aufgefunden wurden. Sie standen in einer aus dem Kloster Fulda stammenden Sammelhandschrift und sind, im thüringischen Dialekt, vielleicht erst im 10. Jahrhundert aufgeschrieben worden. (Beilage 2.)

Der erste Spruch erzählt zunächst, wie einmal behre Frauen („Idije“ = Walküren) auf die Walstatt kamen, um sich am Kampfe zu beteiligen. Die einen fesseln die eingebrachten Gefangenen, die anderen werfen sich dem Feinde entgegen, um ihn aufzuhalten, und beiden Gruppen gelingt ihr Bemühen. Die dritte aber, die den Feinden die Gefangenen entreißen will, gelangt nur durch den Zauberspruch zum Ziele, der nun folgt: *Insprinc haptbandum, invar vigandum!* („Entspring den Banden, entflieh den Feinden!“)

Der zweite Merseburger Zauberspruch ist eine Art medizinisches Rezept. Sein Mythos lautet: *Phol und Wodan ritten auf die Jagd. Da wurde dem Rosse Balders sein Fuß verrenkt. Es besprach ihn die Jagdgesellschaft, aber vergeblich. Da besprach ihn Wodan:*

<i>bën zi bëna, bluot zi bluoda,</i>	Beine zu Beine, Blut zu Blute,
<i>lid zi geliden, söse gelimida sîn.</i>	Gelenk zu Gelenke, als ob geleimt sie wären.

Der Glaube an die Macht des Zaubers ist uralt und Zaubersprüche hat es bei allen indogermanischen Völkern gegeben. Ihre Verbreitung und das zähe Festhalten daran bei den Germanen, selbst noch zur Zeit der Christianisierung, bezeugen die Verbote, die die Kirche noch im achten Jahrhundert erlassen hat. Nach dem Muster der heidnischen Zaubersprüche wurden bis ins vierzehnte Jahrhundert viele christliche Segen gebildet, in denen Christus, Maria, die Apostel und andere Heilige auftreten. Hierher gehört ein Segen gegen Wolfsschaden, bekannt als „Der Wiener Hundesege“. Ein Hirt ruft Christus und den heiligen Martin an, um von ihnen Schutz für seine Hunde gegen die Wölfe zu erbitten. In einem anderen Segen wird Christus um Hilfe gegen die Lähme des Rosses angefleht; der Straßburger Blutsegen wurde zur Stillung des Blutes angewendet; andere Sprüche dienten gegen innere Krankheiten, gegen Geschwüre und die fallende Sucht. Der Lorscher Bienensegen sollte die Rückkehr des ausgeflogenen Bienenschwarms bewirken. Im Weingärtner Reisesegen wird für den Scheidenden um Gottes und seiner Engel Geleite gebeten. Alle diese Sprüche in christlichem Gewande sind uns in Handschriften aus dem neunten bis zwölften Jahrhundert überliefert, weisen aber auf viel ältere Grundformen zurück.

Die alten Germanen hatten kein geschriebenes Recht. Die Satzungen wurden durch den Priester in alliterierenden Formeln verkündet, und manche davon sind in die späteren Rechtsammlungen hinübergerechert worden.

Der Spruchpoesie, die früh gepflegt wurde, müssen wir auch die Rätsel beizählen. Vorgänge in der Natur regten die Phantasie an und führten zur Rätselpoesie oder zu mythischen Darstellungen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nibelungensage vor ihrer Durchföbung mit historischen Elementen eine Personifikation des Wechsels von Frühling und Winter, oder des Auf- und Niederganges der Sonne gewesen ist.

2. Die Völkerverwanderung. Die Heldendichtung.

Ereignisse, die tief in das Leben eines Volkes einschneiden, spiegeln sich wider in seiner Poesie. Das bedeutendste aber in dem Werdegang der Germanen war jene Umwälzung und Machtverschiebung in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, durch die das alte Europa zertrümmert, neue Staaten auf den Ruinen des römischen Reiches gegründet und die germanischen Stämme selbst neu gegliedert wurden. Durch diese Neugestaltung unseres Erdteiles griffen die Germanen, deren Werk sie hauptsächlich war, bestimmend in den Gang der Weltgeschichte ein und wurden sich durch die Erfolge ihrer Kraft auch bewußt. Daher bildet die Völkerverwanderung, wie man jene Bewegung zu nennen pflegt, auch den Beginn des historischen

Bewußtseins der Germanen, und alles, was vor ihr lag, erscheint ihnen selbst als unbestimmt und unklar. Der Glanz, der sich während der Jahre des Vordringens nach Südwesten um ihre Helden und Führer legte, verdunkelte alles, was früher Großes geschehen war. Die Taten, die sie vollführten, steigerten das Selbstbewußtsein der Germanen und die vielen neuen Verhältnisse, die sie in den römischen Provinzen kennen lernten, erregten in hohem Grade ihre Phantasie. Die Ereignisse wurden daher auch mit poetischem Blicke geschaut und die Erinnerung daran festgehalten durch das episch-historische Lied. Dieses hielt sich zunächst an die Wirklichkeit. Je mehr aber diese dem Bewußtsein entschwand und der Schauplatz des Ereignisses in die Ferne rückte, desto freier konnte die Phantasie schalten und ins Großartige und Übermenschliche malen und die Sage immer dichter den Schleier um ihre Helden legen. So erwuchsen die idealen Gestalten der Helden Sage, die an die mythischen Wesen der Vorzeit erinnerten und an Ruhm ihnen gleichkamen. Dadurch ward aber auch die Durchsetzung der historischen Sage mit mythisch-heroiischen Elementen möglich und wurden gerade diese zu einem Hauptmerkmal des Heldeugesanges.

Die freie, nur auf den Beifall der Zuhörer abzielende Entwicklung des episch-historischen Liedes konnte sich um so leichter vollziehen, da bei dem Mangel einer schriftlichen Fortpflanzung der Erinnerung an ein Ereignis eine Nachprüfung auf die Wahrheit hin nicht zu fürchten war, sondern man vielmehr in naiver Weise alles so hinnahm, wie des Sängers Mund es meldete. Auch eine historische Pragmatik, die die Ereignisse nach ihrem inneren Zusammenhange aufgefaßt hätte, war nicht möglich. So konnte es auch geschehen, daß das Heldenlied einen individuellen Charakter gewann. Die Hauptsache wurden ihm die Persönlichkeiten; es haftet an einzelnen Helden, nicht an dem germanischen Volke oder an einem Stamme desselben. Das Nationalbewußtsein war erst in der Entwicklung begriffen. So sehr wurden die Waffentaten und Schicksale einzelner Helden, Geschlechter und Gefolgschaften zum Inhalte des Gesanges, daß die Eroberung Roms, der jene Bewegung der Völker nach dem Süden galt, ganz zurücktrat. Daher finden wir auch den Gegensatz zwischen Römertum und Germanentum in der Helden Sage nirgends zum Ausdruck gebracht, ja nicht einmal die Namen der einzelnen Stämme werden genannt, und ihre Taten und Geschicke leben nur fort in einzelnen Helden oder Geschlechtern, deren sich eben die Sage bemächtigt hat. So erinnern uns an die Goten Ermanrich und Dietrich von Bern, an die Hunnen Attila, an die Burgunden Gunther und seine Brüder.

Das episch-historische Lied ist, soweit wir es aus Zeugnissen erschließen können, zuerst bei den Goten, und zwar aus dem Munde berufsmäßiger Sängerklingen.

So erzählt uns Priskus, der (um 448) einer Gesandtschaft des byzantinischen Hofes an Attila beigegeben war, von dem Empfange daselbst folgendes: „Nach dem Mahle, als es Abend geworden war, zündete man Fadeln an, und zwei Barbaren, die vor Attila hintraten, sagten von ihnen verfaßte Lieder her, worin sie seine Siege und Kriegstugenden besangen. Die Gäste schauten unverwandt auf die Sängerklingen. Die einen freuten sich, die anderen gerieten in Begeisterung, andere wieder brachen in Tränen aus.“

Die Sängerklingen waren jedenfalls Goten, denn an Attilas Hof herrschten gotische Sitten und neben der hunnischen auch die gotische Sprache, und außerdem wird die Wirkung des Gesanges ausdrücklich dem Gelächter entgegengehalten, das der skythische Narr, der nach den Sängerklingen auftrat, mit seinen Späßen erregte. Jordanes, der im sechsten Jahrhundert auf Grund älterer Quellen eine Geschichte der Goten schrieb, erzählt von Liedern, in denen die Goten ihre Wanderung aus dem Norden an das Schwarze Meer und des Königs Ermanrich Schicksale besungen haben.

Zu derselben Zeit wie am Hofe Attilas wurden nach dem Zeugnisse des Apollinaris Sidonius Heldenlieder auch bei den Westgoten und den stammverwandten Burgunden unter Begleitung der Harfe gesungen. Ein Jahrhundert später berichtet Venantius Fortunatus von episch-historischen Liedern bei den westgermanischen Alemannen, Franken und Bajuwaren. Die formelle Schönheit des Heldenliedes, wie es bei den Goten gepflegt wurde, hat vielleicht die anderen germanischen Stämme zur Nachahmung angeregt. Viel besungen wurde der Untergang des thüringischen Reiches und seines Königshauses. Am reichsten aber und schönsten muß sich der Heldeugesang bei den Langobarden entwickelt haben.

Zwar sind uns die Lieder selbst nicht erhalten, aber ihren Inhalt kennen wir aus der Geschichte dieses hoch begabten Stammes, die Paulus Diaconus im achten Jahrhundert verfaßt hat. Die Schreckenstat der Rosamunde, die ihren Gemahl Alboin töten ließ, weil er sie nötigte, aus einer Schale zu trinken, die aus dem Schädel ihres erschlagenen Vaters gebildet war, ferner Rodulfs Niederlage im Kampfe mit den Langobarden, dann des Gepidenkönigs Thurisind Treue gegen Alboin und endlich Autharis Brautwerbung um die bayerische Fürstin mochten wohl zu den schönsten Blüten gehört haben, die der Heldengesang getrieben hat.

Dichter und Sänger solcher Heldenlieder waren oft eine und dieselbe Person, und neben den Sängern von Beruf griff wohl auch ab und zu ein Held selbst nach der Harfe, um zu ihren Tönen ein Lied zu singen. Selbst Könige pflegten den Gesang. So wird uns vom Vandalenkönig Gelimer erzählt, daß er, von den Römern in seiner Festung eingeschlossen, sich eine Harfe erbeten habe, um sein Leid durch ein Lied lindern zu können. Sein eigentliches Heim hatte der Heldengesang an den Höfen der Edlen. Als ein besonderer Freund desselben wird der Westgotenkönig Theodorich II. (gestorben 466) gepriesen. Er soll an seinem Hofe zu Tolosa nur solche Gefänge während der Tafel geduldet haben, die den Ohren schmeichelten und den Mut zu großen Taten weckten. In dem angelsächsischen Gedicht „Beowulf“ erscheint der Sänger als ein Glied des königlichen Gefolges, und der adelige Sänger Bidfith („der Weitgereiste“) erzählt, daß er am Hofe eines angelsächsischen Königs gelebt habe und von den Edlen in der hohen Halle für seinen Gesang reich beschenkt worden sei. So würzte der Heldengesang die Freuden des Mahles und erklang auch nach ihm, wenn der Becher in der Runde freiste.

Der Inhalt des episch-historischen Liedes war der Zeitgeschichte entnommen und diente zunächst der Verherrlichung einer hervorragenden Persönlichkeit bei den Stammesgenossen. Auch als das unmittelbare Interesse an einer Tat oder an einer Person geschwunden war, fand das episch-historische Lied noch Gefallen. Es blieb zwar dem Kerne nach noch historisch, nahm aber auch mythisch-heroische Elemente auf oder gestaltete diese nach dem historischen Heldenideal um und verschmolz, ohne um Ort und Zeit sich zu kümmern, in voller Willkür Ereignisse älterer und jüngerer Zeit. Die Sänger verpflanzten die Sagen ihrer Heimat zu anderen Stämmen und setzten deren Sagengestalten zu den übrigen in Beziehung. Auch liebte man es, den in der Sage hervorragenden Persönlichkeiten die Taten von minder bedeutenden oder längst vergessenen zuzuschreiben. Auf diese Weise entstanden Kreise epischer Lieder, von denen zwar jedes seinen eigenen Helden hatte, dabei aber doch nur ein Glied des Sagenkreises bildete.

So hat sich um Ermanrich, Dietrich von Bern und Etzel (Attila) ein Kreis von Sagen gebildet, den man den ostgotischen zu nennen pflegt, weil er sich bei diesem Stamme zuerst entwickelt hat. Die Goten hatten im zweiten Jahrhundert ihre Sitze an der Weichsel verlassen und nach langer Wanderzeit am Schwarzen Meere ein großes Reich gegründet. Hier teilten sie sich in die West- und Ostgoten. Diese wurden im Jahre 375 von den Hunnen, die aus den Niederungen der Wolga plötzlich eingebrochen waren, besiegt. Der Gotenkönig Ermanrich aus dem Geschlechte der Amaler gab sich, um den Untergang seines Reiches nicht überleben zu müssen, den Tod durch sein Schwert. Sein Ende scheint früh in Liedern besungen worden zu sein, denn etwa zwei Jahrhunderte nach seinem Tode war er schon eine berühmte, mit mythischen Zügen ausgestattete Gestalt der Sage. Diese erfuhr noch vor dem siebenten Jahrhundert eine Erweiterung durch die Verbindung mit der alemannischen Harlungensage, die den Untergang der Heruler (566) zur Grundlage hat; ihre weitere Ausgestaltung erfolgte durch mythische Motive.

Die Sage von Ermanrich wanderte aus Oberdeutschland, wo sie früh bekannt war, nach Niederdeutschland und war, wie der Quedlinburger Chronist meldet, noch im zehnten Jahrhundert allgemein bekannt. Selbst im sechzehnten Jahrhundert noch wurde in einem niederdeutschen Volksliede Ermanrichs Tod besungen. Dieser erfolgt hier durch Dietrich von Bern, den die Sage zum Neffen Ermanrichs machte. Von ihm seines Reiches beraubt, übte Dietrich blutige Rache. An die Stelle Odovakars also ist Ermanrich getreten. Als Dienstmannen Ermanrichs erscheinen schon im sechsten Jahrhundert Wittege und Heimov. Der erstere ist eine historische Persönlichkeit, der letztere aber entweder der Gemahl Sunhildens oder eine mythische Gestalt. Beide werden,

da sie ihren Herrn später verließen, zu Urbildern treulofer und selbstsüchtiger Helden. Aus Niederdeutschland kam die Sage über Dänemark nach Norwegen und Island, wo sie sich eigenartig weiter entwickelte und zur Nibelungen- und Hildebrandsage in Beziehung gesetzt wurde.

Fast vollständig aus historischen Motiven erwachsen ist die Sage von Dietrich von Bern (Verona), dem geschichtlichen Theodorich, dem Sohne Theodemirs, des Dietmar in der Sage. Dietrich und Dietmar, aus dem Geschlechte der Amelungen stammend, wurden in der Sage zu einer Person verschmolzen und durch die Aufnahme des alten Waffenmeisters Hildebrand, der Dietrich treu zur Seite stand, kam ein mythischer Zug in die Sage. Das Geschlecht der Wulfinge nämlich, dem Hildebrand entstammte, ist mythischen Ursprunges. Wildheit und Liebe zum Kampfe kennzeichnen dieses Geschlecht, dem auch Wolfhart, Alphart und Iljan angehören, und führen zu seiner Vernichtung in einem Zweikampfe zwischen Vater und Sohn, in dem dieser unterliegt. Allmählich hat die Sage Erweiterungen erfahren. Die Taten des Berners wurden ins Unglaubliche gesteigert, die Zahl seiner Helden auf zwölf vermehrt und, nach Hereinbeziehung der Wolsfdietrichsage, von ihm auch Kämpfe mit Riesen und Drachen erzählt. Da darj es uns nicht wundern, wenn die Sage schließlich auch sein Ende in den Schleier des Geheimnisses hüllte. Die wesentlichen Züge im Charakter Dietrichs stammen aus der Geschichte: er ist milde, nimmt nur gezwungen den Kampf auf, berwagt dann aber alles. Aus dem Süden wanderte die Sage auch nach dem Norden, wo von einem norwegischen Sagenschreiber des dreizehnten Jahrhunderts in der Thidreksfaga, allerdings mit Zutaten, alles zusammengefaßt wurde, was in Niederdeutschland von Dietrich gesagt und gesungen wurde. Wie hier, so tritt der ideale Charakter Dietrichs auch in der Nibelungen- und Hildebrandsage hervor. In deren älteren Fassung spielt er eine passive Rolle, in einer jüngeren führt er die blutige Entscheidung herbei, die dann wieder später durch Hildebrand erfolgte.



Grabmal Theodorichs in Ravenna.

Die Verbindung der Ermanrich- und Dietrichsage wurde durch Attila hergestellt. Der Name „Attila“, d. i. „Väterchen“ (altnordisch Atli, mhd. Etzel) ist gotisch gebildet und weist auf freundliche Beziehungen zwischen ihm und den Goten hin. Er war ja, solange diese in Pannonien weilten, ihr Schutzherr, auch unter seiner Führung hatten sie sich Ruhm und Ehre im Kampfe erworben. Daher wird in der sdostdeutschen Sage Etzels Hof wie der eines germanischen Königs zur Stätte des Gefanges und der Zuflucht Bedrangter gemacht, Etzel selbst aber als milde und freigebig gezeichnet. Schließlich wurde er zum Vertreter der Hunnen überhaupt, und es werden ihm daher auch die Taten anderer, wie z. B. die Besiegung Ermanrichs, zugeschrieben. An Etzels Seite stehen in der Sage noch seine Gemahlin Helche (Herche, Erka) und sein Bruder Bleda. Später treten auch Nudiger von Bchlarn und Dietrich von Bern zu Etzel in Beziehung.

Attilas Andenken wurde in der Sage gesichert durch seine Verbindung mit den Nibelungen. Zu Beginn des fünften Jahrhunderts hatten die Burgunden, die früher als Nachbarn der Goten an der Weichsel saßen, unter ihrem König Gunther in der Gegend von Worms ein Reich gegründet. Die Erinnerung an dieses von der Natur überaus reich gesegnete Land lebte fort in der Sage vom Rosengarten des Königs Gibich. Auch Reichtum, die sicherste Stütze eines Königs jener Zeit, war den Burgunden beschieden. Sie wurden von der Sage zu Besitzern

eines großen Hortes gemacht, den sie aus dem Rhein gehoben haben sollen. Vielleicht hat die Tatsache, daß aus dem Rhein Gold gewonnen ward, zu dieser Vorstellung geführt. Mit der Aufnahme des Hortes aber wurde die burgundische Sage mit der rheinfränkischen Nibelungensage in Verbindung gebracht, in deren Mittelpunkt Siegfried stand. Dieser ist als eine mythisch-heroische Persönlichkeit aufzufassen, die auf einen urgermanischen Naturmythos zurückweist und aus der dichterischen Beobachtung des Wechsels der Jahreszeiten entstanden sein mag.

Mit dem Siegfriedmythos, der am Rheine lokalisiert wurde, verschmolz im fünften Jahrhundert eine historische Burgundensage, der zwei geschichtliche Ereignisse, der Untergang des Burgundenreiches (437) und der Tod Attilas, zugrunde liegen. Er starb 453 in trunkenem Zustande infolge eines Blutsturzes in der Nacht, die seiner Vermählung mit Hildiko (= „Hildchen“), einer Germanin, folgte. Das plötzliche Ende des Hunnenkönigs, den man am Morgen tot neben seinem Weibe fand, wurde diesem zugeschrieben. Die Sage machte Hildiko zu einer burgundischen Königstochter und erklärte, Schuld und Sühne miteinander verbindend, den Tod Attilas als eine Art Blutrache, die Hildiko an Attila für die Ermordung ihres Vaters Gibika und ihrer Brüder, der burgundischen Könige Gundahari, Godomar (Wernot) und Wislahari geübt habe. Als Ursache aber, warum Attila diese vernichtet habe, nennt die Sage Attilas Habgier, die ihn nach den Schätzen der Burgunden lüstern machte.

Die Verbindung des Siegfriedmythos mit der Burgundensage hat sich in Rheinfranken vollzogen. In der neuen Form wanderte die Nibelungensage zu den Sachsen und dann, vielleicht erst im achten Jahrhundert, nach Norden, wo sie zwar mannigfache, selbst auf die Änderung der Namen sich erstreckende Umgestaltungen, aber keine einheitliche poetische Darstellung erfuhr.

Die Grundzüge der nordischen Fassung sind folgende: Sigurd (Siegfried) wächst bei einem Schmiede in der Einsamkeit auf, tötet einen Drachen und erwirbt einen ungeheuren Schatz. Hierauf reitet er durch die Waberlohe, mit der Odin die in Todeschlummer verfallene Walküre Brynhild umgeben hat, erweckt sie und verlobt sich mit ihr. Dann aber verläßt er sie und kommt in das Land des Königs Giuki und seiner Gemahlin Grimhild. Ihre Kinder sind Gunnar, Högni und Gudrun. Dazu kam noch der Stiefbruder Guthorn. Grimhild reicht dem Sigurd einen Zaubertrank, worauf er die Brynhild vergift und mit Gudrun sich verlobt. Für Gunnar aber erwirbt er die Brynhilde als Frau, indem er mit ihm Namen und Gestalt wechselt und nochmals durch die Waberlohe reitet. Bei einem Streite, der einmal zwischen Gudrun und Brynhilden sich erhob, erfährt diese, daß sie nur durch Betrug Gunnars Frau geworden sei. Da erwacht in ihr aufs neue die Liebe zu Sigurd, zugleich aber auch das Verlangen, an dem treulosen Geliebten sich zu rächen, und nicht eher ruht das dämonische Weib, als bis Sigurd getötet ist. Dann aber gibt sie sich selbst den Tod und wird zugleich mit ihm verbrannt. Den Hort gewinnen die Ginnken. Von ihnen aber verlangt Atli (Egel) Sühne für den Tod seiner Schwester Brynhild. Da reicht Grimhild der Gudrun einen Zaubertrank, worauf sie den Sigurd vergift und nun Atlis Gemahlin wird. Dieser aber, lüstern nach dem Schätze, ladet die Niflungen zu sich in sein Reich. Trotz der Warnung Gudruns folgen sie der Einladung und werden von Atli, da sie den Ort, wo sie den Schatz in den Rhein versenkt haben, nicht angeben wollen, grausam ermordet. Vergeblich hatte Gudrun selbst das Schwert für ihre Brüder gezogen. Nun aber vollzieht sie die Blutrache für diese. Sie tötet ihre und Atlis beide Söhne, legt sie ihm als Speise vor und teilt ihm dann mit, was Grauensvolles geschehen ist. Nach diesem Thyeestmahl tötet sie den Atli selbst und läßt den Palast anzünden.

Die nordische Fassung der Sage, die in die Sammlung der Eddalieder Aufnahme fand und auch in profaischen Erzählungen bearbeitet wurde, hat mehrere alte Züge, wie z. B. den mythischen Charakter Siegfrieds und das Ende des habgierigen Attila, bewahrt, und ihre Kenntnis ist daher zum Verständnis des Nibelungenliedes notwendig. Dieses beruht auf der in Oberdeutschland wesentlich umgeänderten Sage. Hier wird Kriemhild nicht bloß das verbindende Glied zwischen den beiden Teilen der Sage, sondern sie führt auch das Ende der blutigen Tragödie herbei. Sie benutzt die eheliche Verbindung mit Egel, um an ihren Brüdern und besonders an Hagen, in dem das dämonische Wesen am meisten hervortritt, Rache zu nehmen. Die Bedeutung des Hortes tritt zurück, Attila erscheint unschuldig an dem schrecklichen Ende der Burgunden. Über die Ursachen zu dieser Umgestaltung der Sage sind wir auf Vermutungen angewiesen. Nicht unwahrscheinlich klingt jene, daß eine andere Auffassung von dem sittlichen Werte der Ehe sie bewirkt habe. Die Verpflichtungen, die diese auferlegte, erschienen eben größer als jene der Blutsverwandtschaft. Es ist aber auch möglich, daß jene burgundische Chrodhild,

die als Frankenkönigin beim Untergang des jüngeren burgundischen Reiches in Savoyen (538) ihre Söhne zur Vernichtung ihres eigenen Geschlechtes angetrieben haben soll, auf die Gestaltung des Charakters der Kriemhild und auf die der Katastrophe in der Hunnenburg eingewirkt hat.

Die oberdeutsche Fassung der Nibelungen Sage kam zum großen Teil in Österreich zustande. Die Ostgoten, die nach der Zertrümmerung ihres Reiches in Italien sich in die Alpenländer zurückzogen, haben sie dorthin gebracht, und an den ihnen befreundeten Bajuwaren, die das Land besiedelten, fand sie eifrige Förderer. In Österreich wurde auch Rüdiger in die Sage eingeführt. Über die Auffassung dieser Persönlichkeit, ob sie mythisch, historisch oder nur als dichterische Erscheinung zu deuten sei, ist man noch nicht im klaren. Gewiß ist, daß er das Ideal eines Lebensritters, als das er uns im Nibelungenliede entgegentritt, erst im zwölften Jahrhundert geworden ist.

Historische Erinnerungen und mythische Motive finden sich auch bei jener Sage, die an die Gründung des fränkischen Reiches unter Chlodwig (481—511) und an dessen Erweiterung unter seinem natürlichen Sohne Theodorich (gestorben 534) durch Zerstörung des thüringischen Reiches sich knüpft. Theodorich hatte nach seines Vaters Tode wegen der Makel seiner Geburt mit seinen Brüdern viele Streitigkeiten über die Teilung des Reiches; ähnlich erging es seinem Sohne Theodebert. Treu aber hielten die Mannen zu ihren Herren. Dies sind die historischen Elemente der Wolsdietrichs Sage. Diese aber verflüchtigten sich allmählich, während die Idee der Treue der Mannen immer mehr Einfluß auf die Bildung der Sage gewann und schließlich in dem ursprünglich mythischen Verchtung Gestalt gewann, dem der falsche Saben in ähnlicher Weise gegenübergestellt wird wie Sibich dem Ekkehard. Andere Einwirkungen auf die Gestaltung der merowingischen Sage, wie sie uns in der Märe von Hugdietrich (Theodorich) und Wolsdietrich (Theodebert) vorliegt, gehören zumeist der Zeit der Kreuzzüge an.

Noch müssen wir einer Sage gedenken, deren Elemente in die Zeit zurückreichen, in der Attila den Westen Europas mit Furcht und Zittern erfüllte. Es ist dies die Waltharisage, deren Ursprung manche auf einen Mythos zurückführen wollen, der dann bei den seeanwohnenden Germanen zur Bildung der Hildebrands Sage die Anregung gegeben haben soll. Wahrscheinlicher aber ist ihre Entstehung auf geschichtliche Ereignisse zurückzuführen.

Mit dem sechsten Jahrhundert schloß die Heldenzeit der Germanen und mit ihr auch die Bildung der Helden Sage. Leider erstand bei den Germanen kein Homer, der auf Grund der kombinierten Sage eine nationale Epopöe geschaffen hätte. Der Untergang des ostgotischen Stammes, bei dem das Heldenlied zuerst erklang und die schönsten Blüten trieb, und das Sinken des Ansehens der Fürstenhöfe, der Heimstätten der Rhapsoden zur Zeit der Gründung des Frankenreiches, mögen die Hauptursachen für das Verstummen des Heldenepos gewesen sein. Vollständig aber ist das Heldenlied nicht vergessen worden. Es flüchtete sich in die Kreise des Volkes, fand in der Zeit der mittelalterlichen Renaissance auch in den Klöstern Freunde und erlebte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den mittelhochdeutschen Epen eine schöne Nachblüte, die das Verlorene zum Teil ersetzt.

Aus der Zeit der Blüte des Heldenepos aber ist uns nur das einzige Hildebrandslied erhalten, zugleich eines der wenigen Denkmäler altdeutscher Stabreimpoesie. Die Landesbibliothek zu Kassel verwahrt eine aus dem Kloster Fulda stammende theologische Handschrift gemischten Inhaltes, auf deren äußere Umschlagseiten um das Jahr 800 zwei fuldaische Mönche das Lied nach einer Vorlage geschrieben haben. Diese selbst wieder weist auf eine niederdeutsche Grundform des Liedes zurück, die aber schon mit oberdeutschen (ostfränkischen) Formen durchsetzt war, als das Lied von einem Oberdeutschen aufgezeichnet wurde.

Die Überlieferung bietet nur einen Teil des Liedes und dieser besteht bloß aus lose und willkürlich aneinander gereihten Bruchstücken, deren Anordnung zu einem einheitlichen Ganzen die Verfehlung einzelner Verse und die Ausmerzung mancher Flickwörter notwendig machte. Leider bricht das Bruchstück gerade dort ab, wo die Entscheidung des Kampfes erwartet wird, wohl deshalb, weil das Pergament keinen Raum mehr bot. Der Inhalt des Liedes gehört dem

ostgotischen Sagenkreise an und schildert den Kampf zwischen Hildebrand, dem Waffenmeister des Vernerz, und seinem Sohne Hadubrand. Dabei sind die geschichtlichen Verhältnisse von der Sage umgekehrt worden. Dietrich erscheint hier als der rechtmäßige Herr Italiens, Odoakar aber als Usurpator, der jenen aus seinem Besitztum verdrängt und genötigt hat, dreißig Jahre in der Verbannung zu leben und an Ekels Hof Zuflucht zu nehmen. Nach Odoakars Tod kehrt Hildebrand, der mit seinem Herrn die Verbannung geteilt und Weib und Kind in der Heimat zurückgelassen hat, wieder nach Italien heim. An der Grenze des Reiches, das Hadubrand verwaltet hat, stoßen Vater und Sohn aufeinander.

„Ich hörte das erzählen,“ berichtet der Rhapsode, „daß sich als Kämpfer allein begegneten Hildebrand und Hadubrand, zwischen zwei Heeren. Sohn und Vater richteten ihre Rüstungen, sie machten ihre Kampfgewänder bereit, gürteten sich ihre Schwerter an, die Helden, über die Panzerringe, als sie zum Kampfe ritten.“ Nun fragt Hildebrand, Heribrands Sohn, der Sitte gemäß seinen Gegner um die Herkunft und erklärt, sich damit als den Welterfahrenen hinstellend, daß es ihm genüge, auch nur einen Namen aus seinem Geschlecht zu hören, um die anderen zu wissen. Sofort erfolgt die Antwort: „Das haben mir unsere Leute gesagt, alte und verständige, daß Hildebrand heiße mein Vater; ich heiße Hadubrand.“ Daran schließt dieser den Bericht über das Geschick seines Vaters. „Als der treueste der Helden Dietrichs“ sei er mit diesem und vielen seiner Helden dem Hasse Otachers ostwärts entflohen und habe sein junges Weib im Gemache und ein unerwachsenes Kind zurückgelassen. „Er war immer an der Spitze des Kriegsvolkes, ihm war immer der Kampf am liebsten, bekannt war er unter kühnen Männern. Er ist, glaube ich, nicht mehr unter den Lebenden.“ Damit hat Hadubrand seinen Vater als den Typus eines Helden gezeichnet, und es ist begreiflich, daß er in seinem Gegner seinen Vater nicht erkennen will, als ihn dieser durch königliche Geschenke zur Milde stimmen will. Der junge, kampfbegierige Hadubrand schilt jenen vielmehr einen hinterlistigen Hunnen, der ihn, während er die Hand nach den Gaben ausstreckte, mit dem Speere töten wolle. „Du bist alt geworden, indem du nur immer auf Trug sammest. Das sagten mir Seefahrende, die von Osten über das Meer kamen, daß ihn der Krieg hinweggenommen hat: „Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn.“ Vergeblich ist der Versuch des Vaters, im Frieden die Sache beizulegen. Die Waffen müssen entscheiden.

„Welaga nú, waltant got, Wéwurt skihit,
ih wallóta sumaro enti wintro sehstie,
där man mih eo Scerita in fole Sceotantero,
só man mir at bure énigeru banun ni gifasta,
nú scal mih suásat chind suertá hauwan,
bretón sínú billjú, eddo ih imo ti banin werdan.
der sí doh nú argósto Óstarliuto,
der dir nú Wíges warne, nú dih es só wel lustit
gádeá gimeinán, niuse dé mótti,
huerdar sih hiutá dero hregilo hruomen muotti,
erdo desero brunnóno bédero waltan.“

„Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Da stets man mich scharte zu der Schießenden Volk:
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;
Nun soll mit dem Schwert mich schlagen mein Kind,
Mich strecken mit der Mordart oder ich zum Mörder ihm werden!
Der sei doch der ärgste aller Ostleute,
Der den Kampf dir nun weigere, nun dich so wohl küstet
Handgemeiner Schlacht! Das Treffen entscheide,
Wer heute sich dürfe der Harnische rühmen
Oder der Brünnen beider waltan!“

(Böttcher.)

Der Kampf entbrennt. Zuerst sprengen sie zum Speerkampf an, dann ziehen sie die Schwerter und hauen auf die weißen Schilde, bis ihnen ihre Lindenbretter klein werden.

Hiermit endet die Aufzeichnung des Liedes, das nicht bloß als Sprachdenkmal, sondern auch als poetisches Kunstwerk unsere Bewunderung erregt. Das Lied atmet den Geist der Helden in der Völkerwanderung. Das Gebot der Waffenehre und die Treue, mit der Hadubrand seinem Gegner den Eintritt in das Land verwehrt, wirken erschütternd, die naive Ruhmredigkeit und die Freude an Gold und Geschmeide rührend. Die Entwicklung der Handlung und die Schürzung des tragischen Knotens geschieht in steter Steigerung, und zwar durch die Charakterisierung der beiden Helden. Ihre Naturen sind entgegengesetzt. Der Alte ist bedächtig, der Junge heißblütig, und gerade dieser Gegensatz führt die Handlung auf den Höhepunkt. Denn unmöglich konnte Hadubrand aus der Verfühnlichkeit seines Gegners auf seinen Vater schließen, der ihm als das Ideal eines Helden vorschwebte, ja er mußte darin nur Feigheit erblicken. Daher sind auch

I h̄s i hor-ta d̄at se ḡn d̄at se h̄n d̄on m̄no
 an . h̄lta br̄ah̄c̄ ōr̄h̄a d̄ub̄ra n̄t . ien car her w̄n̄t̄ uen .
 iūnu f̄at̄ar̄ungo . h̄o s̄ar̄o r̄ib̄ra n̄i ḡar̄uān̄ se iro
 ḡur̄d̄ham̄un̄ . ḡur̄t̄un̄ s̄ib̄ . iro . s̄ur̄t̄ ANA . h̄elidos
 ab̄ar̄unḡa do sie to d̄ero h̄lta r̄it̄un̄ . h̄il̄t̄abr̄ah̄t̄
 ḡam̄ah̄ata her̄ibr̄ant̄es s̄un̄u . her̄uūas her̄oro
 man̄ fer̄ah̄es f̄ro r̄oro . her̄ fr̄agen̄ ḡst̄uon̄t̄ s̄oh̄em
 uoort̄um̄ . p̄ar̄ s̄in̄ f̄at̄er̄ . p̄ar̄i f̄ir̄eo h̄n̄folche eddo
 p̄id̄ih̄es̄n̄uoos̄les̄ d̄us̄is̄ . i bu du n̄uen̄an̄s̄ages̄ . ik̄
 m̄id̄eō d̄rēuuet̄ ch̄ind̄ h̄n̄ch̄um̄ne r̄iche . ch̄ud̄ist̄
 m̄in̄ al̄ir̄m̄in̄ d̄eot̄ . h̄ad̄ub̄ra h̄t̄ ḡim̄ah̄ata h̄il̄ta
 h̄ar̄ant̄er̄ s̄un̄u d̄at̄ s̄aget̄um̄m̄i ūer̄e l̄uq̄ al̄t̄e an̄a
 f̄roce d̄ea er̄-h̄ina p̄ar̄un̄ . d̄at̄ h̄il̄t̄abr̄ant̄ h̄eet̄u
 m̄in̄ f̄at̄er̄ . ih̄ h̄ert̄u h̄ad̄ub̄ra n̄t̄ . f̄or̄n̄her̄ ōst̄ar̄
 ḡh̄net̄ f̄lo h̄er̄ ōt̄ach̄er̄ s̄ind̄ n̄ina m̄in̄ d̄eot̄ r̄ih̄he
 er̄it̄i s̄in̄er̄o d̄eḡa uio filu . her̄ s̄ur̄ laet̄ h̄n̄ l̄ante l̄ut̄ala
 s̄it̄t̄en̄ p̄r̄it̄e h̄n̄bure b̄ar̄n̄ ūn̄p̄ah̄s̄an̄ ar̄ beo laosa
 her̄ ōst̄ar̄-h̄ina d̄e s̄id̄ d̄e r̄ih̄be d̄ar̄ b̄a s̄i
 f̄uon̄t̄um̄ f̄at̄er̄ er̄ m̄in̄t̄ . d̄at̄ ūas̄ s̄of̄r̄uunt̄
 laos̄man̄ her̄ p̄as̄ ōt̄ach̄er̄ . ūm̄ m̄et̄ar̄ri d̄ega
 no d̄ech̄ist̄o ūnt̄i d̄eot̄ r̄iche d̄ar̄ b̄a s̄t̄on̄t̄un̄
 her̄ p̄ar̄ eo f̄olcher̄ ac̄ er̄t̄er̄m̄o p̄uast̄o p̄eh̄isa . t̄ile
 p̄ar̄ her̄ d̄eot̄ r̄iche m̄an̄n̄um̄ n̄ipa
 h̄ab̄be . i m̄in̄ ḡot̄ qūad̄ .

hildbruchte okana abhigant þæc ðunco ðamhald me fæc
þæpan man ðinc niſhalat þæt he hið-dow-æme þurc
þinga ðoſſarunga gæam: færo fæla-ðunung gæp
hunc cæſtran: ðæc ſædræ ðiþ haldi gibe. hadubruchte
gimætra hildbræcſtanu: ne gæru fæalmæ ſeþa hiſa
han ærte þidar ~~gæp~~ dubiþ ðe gælcæpþion æmmet ſpæha-
ſpæntemih met ðincen þuor-æ þalhmih ðinu ſpæru þæ-
þæan þiſt ælc gælcæc man fædriſpæm hiþte fæort:
ðæraſætan mifeo lidære þæa-ubar-þætal fæo ðæc
man þic fæamun: toſiþ hildbræc he ſibræcraſio
hildbræc gimæhta he-ibæraio. þælcæſi hmiþ
Indinem hriſſim ðæc ðu hald he me he æron gæm
ðæc ðunoh bidæmo me he ælcæc niþiu. þæc
gæmu þælcæc gæc quæd hildæc he þæpæc ræht
ih þælcæc ſamæro æra þinod fæſtæc ut-læc-ðæc-
man mih æo fæorta hiſole fæortæro fæmari mæc
þæc ænigtæc. þæmum niſta fæc. Nu fæc mih ræcæc
cænd: ræcæc hælþæc bræcon æc fæc niſtu eddæ
ih imo tæbdæm þæc ðæc. ðæc mæc ðæc aod libho þæc
ibudæc ðin ellen tæc. hiſa hæro man hiſa gi
þin man ræcþa bi hæl hæn: ibudæc æc me ræc þæc
þæc: ðæc ðæc ðæc niſta gæc quæd hildæc oſæc- linc
ðæc ðæc niſta fæc niſta gæc quæd hildæc oſæc- linc
gimætan niſta fæc. þæc ðæc ðæc hæn hæn hæn
hæn æc niſta. æc ðæc ðæc hæn niſta hæn
tæn. Do læcæn fæ æc fæ æc kæn fæcæn fæc pæn fæcæn
ðæc hæn fæcæn fæc. Do fæc pæn fæcæn fæcæn
þæc æc hæn. hæn hæn hæn hæn hæn.
hæn hæn hæn hæn hæn þæc niſta fæcæn

Hildebrands Hohnreden erklärlich, durch die er Hildebrands Heldenehre, des germanischen Kriegers höchstes Gut, verlegt und ihn zum Kampfe nötigt. Dieser mußte nach der ganzen künstlerischen Anlage des Gedichts folgen und tragisch enden, wie auch die anderen Bearbeitungen dieses internationalen Themas. Der veröhnliche Abschluß, den jüngere Bearbeitungen der Sage aufweisen, gehört einer Zeit an, der die Anschauung von der altgermanischen Waffenehre schon fremd geworden war. (Beilage 3.)

3. Die Bekehrung der Germanen zum Christentum. Die Anfänge deutschen Schrifttums.

Den bedeutendsten Markstein in der Geschichte des deutschen Volkes bildet seine Bekehrung zum Christentum. Sie fällt zum großen Teil in die Zeit der Völkerwanderung. Über die Ursachen, durch die die Germanen zur Annahme der neuen Lehre bewogen wurden, herrschen verschiedene Ansichten. Man sucht sie in der Trennung der Stämme von ihren Heiligtümern oder in der Ohnmacht, die die Götter in jenen Tagen der Wirrnisse und Drangsale offenbarten, und in der dadurch geweckten Hoffnung auf Hilfe von dem neuen Gott, dem man im römischen Reich huldigte, oder endlich in politischen Berechnungen der Stämme und vorab ihrer Fürsten. Erblickt man aber in dem Eintreten der einzelnen Völker in die Welt und in ihrem Verschwinden nicht bloß eine Reihe loser geschichtlicher Ereignisse, sondern einen einheitlichen, von der Vorsehung entworfenen Plan, dem auch die alten heidnischen Kulturvölker dienen mußten, so werden wir die welthistorische Bedeutung jenes Wogens der Völker nach dem Süden in der dem kraftvollen Germanenvolke gestellten Aufgabe erblicken, das Erbe der durch den Geist des Christentums verklärten antiken Kultur anzutreten und auf den Trümmern der vielfach zur Lüge gewordenen alten Welt eine neue, ein christliches Europa zu gründen. Die erste Bedingung aber zur Erfüllung dieses Berufes der Germanen war ihre Bekehrung zum Christentum. Diese begann bei den Goten, die bei ihrer hohen geistigen Veranlagung und Bildungsfähigkeit am meisten befähigt waren, die christlich-römische Kultur aufzunehmen und zu beleben.

Die Goten saßen, wenn wir von der nur sagenhaften Urheimat in Skandinavien absehen, zur Zeit des Tacitus an der Weichsel und in der sarmatischen Tiefebene. Zu Ende des zweiten und zu Beginn des dritten Jahrhunderts wanderten sie nach Südosten und ließen sich am unteren Laufe der Donau und am Nordstrande des Schwarzen Meeres nieder. Sie teilten sich in die Ost- und Westgoten und beunruhigten das römische Reich, bis sie im Jahre 275 vom Kaiser Aurelian am linken Donauufer Wohnsitze zugewiesen erhielten. Auf einem ihrer Raubzüge, die sie bis nach Kleinasien ausdehnten, führten sie im Jahre 264 aus Kappadozien viele Gefangene mit sich fort in ihre Heimat. Unter diesen waren viele Christen und darunter auch die Voretern des Wulfila, an dessen Namen sich der Beginn der germanischen Literatur knüpft. Seine Familie stammte aus Sadagolthina bei Parnassus, war also griechisch, dürfte aber bald gotifiziert worden sein, und Wulfila war, wie schon sein Name besagt (gotisch wulks = Wolf, also = „Wölflin“) als Gote geboren und erzogen worden. Die Griechen nannten ihn „Ulphilas“. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde auf der Synode zu Antiochia im Jahre 341 von Eusebius von Nikomedien zum Bischof geweiht. Als solcher entfaltete er durch sieben Jahre seine Missionstätigkeit bei den Goten nördlich von der Donau, wohin wohl auch schon früher durch geraubte Geistliche aus Kappadozien die christliche Lehre gebracht worden war. Die Mehrzahl der Westgoten, der Landsleute Wulfilas, war noch heidnisch. Ein Häuptling derselben bedrängte die christliche Gotengemeinde, und es kam zu blutigen Verfolgungen, denen viele zum Opfer fielen. Ja, schließlich sahen sich die christlichen Goten genötigt, mit Wulfila im Jahre 348 oder 349 über die Donau zu gehen, wo ihnen von Kaiser Konstantius II. in Mösien, in der Gegend des heutigen Plewna, Wohnsitze angewiesen wurden. Wulfila wirkte unter seinen „Kleingoten“ (Goti minores), wie man sie nannte, noch 33 Jahre als Bischof und Oberhaupt der Gemeind